

»Ein exzellentes Buch« THE TIMES



Karina Urbach

Hitlers heimliche Helfer

Der Adel im Dienst
der Macht

THEISS

eingesetzt. Gleiches galt für den *Go-Between* Prinz Max zu Hohenlohe zwanzig Jahre später. Hohenlohe arbeitete für die Nazis als Geheimkanal in der Tschechoslowakei. Er sah seine Familie als durch und durch international, schließlich waren aus ihr hervorgegangen: „ein deutscher Kanzler, ein französischer Hofmarschall, ein römisch-katholischer Kardinal, diverse österreichisch-ungarische Feldmarschälle, mehrere Generäle von Preußen und Baden sowie Marschälle von Württemberg und ein Generaladjutant des russischen Zaren“.⁶

Eine derartige Internationalität existierte im Hochadel weitaus häufiger als in jeder anderen gesellschaftlichen Schicht. Während im 18. Jahrhundert die meisten Menschen niemals die Stadt oder das Dorf, in denen sie zur Welt gekommen waren, verließen, hatten die Adligen damals die höchste Mobilitätsrate in ganz Europa. Bevor man den Begriff „Weltbürger“ erfand, gab es bereits den „Weltadeligen“. Vor allem Thomas Mann bewunderte diesen Typus Mensch. Er beschrieb Richard Coudenhove-Kalergi, einen der berühmtesten „Weltadeligen“ der 1920er Jahre, als einen Mann, „gemischt aus dem internationalen Adelsgeblüt Europas [...] einen Typus vornehmer Weltmenschlichkeit, der außerordentlich fesselt und vor welcher der Durchschnittsdeutsche sich recht provinzierisch fühlt. [Ein Mann], der [es] von Natur gewohnt [ist], in Erdteilen zu denken“.⁷ Viscount Lyington formulierte in seinen Memoiren von 1956 eine ganz ähnliche Beobachtung: „Besonders interessant war und ist, dass es eine Art „freimaurerische Gemeinschaft“ internationaler Adelsfamilien gibt, die Europa selbst heute noch durchdringt.“⁸

Folglich war es für Adlige einfacher als für alle anderen gesellschaftlichen Gruppen, sich in anderen Ländern zu integrieren.

Adelige verbanden ein „soziales Vertrauen“⁹ und Traditionen, die das aufstrebende Bürgertum nicht ansatzweise kopieren konnte: ein gemeinsamer gesellschaftlicher Code, der auf einem idealisierten mittelalterlichen Ehrenkodex, auf höfischen Regeln und einer geradezu kultischen Verehrung der Vorfahren basierte. Außerdem verband sie alle die Erinnerung an eine gemeinsame europäische Geschichte. Eckpfeiler dieser Erinnerung waren die großen Bedrohungsszenarien: 1789, 1848, und 1917. Zwar unterschieden sich die Details des

adligen Lebensstils von Land zu Land, aber überall in Europa galt die Maxime: Adlige haben Zugang zu anderen Adligen.¹⁰ Damit war die ideale Voraussetzung für *Go-Between*-Missionen geschaffen.

Ein weiterer Grund, warum sie so mühelos Zugang nicht nur zu anderen Adeligen erhielten, sondern sogar, wie wir sehen werden, zu demokratisch gewählten Politikern, waren ihre Namen:

Die Macht alter Adelsnamen hat Marcel Proust in seinem Romanzyklus *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (*À la recherche du temps perdu*) am Eindrucksvollsten beschrieben. Er sah den großen gesellschaftlichen Einfluss des Adels nicht so sehr in seinem Reichtum oder seinen Positionen begründet, sondern in der Autorität, die alten Namen zugeschrieben wurde. Mit den Adelsnamen verband man vermeintlich historische Größe, sie erweckten Erinnerungen an versunkenen Glanz. Altehrwürdige adlige Namen hatten ihre eigene Aura und übten auf viele Menschen einen geradezu unwiderstehlichen Charme aus – das galt selbst für Leute wie Hitler. Jemand mit einem Namen wie Hohenzollern oder Coburg, einem Namen, der historische Grandezza evozierte, hatte es bis weit in die 1930er Jahre hinein leichter, sich in den Salons der Mächtigen zu bewegen als jemand ohne einen solch berühmten Familiennamen.

Natürlich stellt sich an diesem Punkt die Frage: Warum überließ man Geheimmissionen nicht den offiziellen Diplomaten? Schließlich entstammten sie ja bis weit in die 1930er Jahre hinein ebenfalls Adelsfamilien. Und tatsächlich sahen manche Diplomaten und Beamte die heimlichen Helfer durchaus als unliebsame Rivalen. Der Staatssekretär im britischen Außenministerium, Lord Hardinge of Penshurst, schrieb 1917 über die heimlichen Helfer:

„Wir besitzen bezüglich [Friedensmissionen] weitreichende Erfahrungen mit inoffiziellen Aktionen, und sie beinhalten meistens ein Element der Gefahr, wie lauter das Motiv auch sein mag.“¹¹

Diplomaten warnten also davor, Missionen zu starten die nicht von Diplomaten durchgeführt wurden. Natürlich fürchteten sie, es könnten hinter ihrem Rücken Zusagen gemacht werden, die niemand einhalten konnte (oder, noch schlimmer, die eingehalten werden mussten).

Aber die Verwendung von Diplomaten hatte ihre Nachteile. Durch sie erhielt jede Mission einen offiziellen Charakter; alle Gespräche wurden aufgezeichnet und am Ende sogar öffentlich gemacht, in Großbritannien in den sogenannten Blaubüchern, in Deutschland in den „Weißbüchern“ der jeweiligen Auswärtigen Ämter. Darüber hinaus mussten bei Gesprächen Formalitäten eingehalten werden, denn zu viel Offenheit konnte als Schwäche ausgelegt werden. Es war auch sehr viel wahrscheinlicher, dass es nach Gesprächen zu Indiskretionen kam, die an die Öffentlichkeit gelangten, denn es waren zu viele Personen an dem Prozess beteiligt. Der österreichische Außenminister von Czernin kam sogar zu dem Schluss, dass jedes politische Geheimnis „Hundertern von Personen bekannt [sei], den Hofräten im Ministerium des Äußern, den Chiffrierern, bei den Botschaftern und Gesandten dem Personal.“¹²

Ganz anders verhielt es sich dagegen mit den *Go-Betweens*: Sie führten Vier-Augen-Gespräche und vermieden es tunlichst, irgendwelche Aufzeichnungen oder Protokolle zu hinterlassen. Sie konnten auch kreativer in der Gesprächsführung sein, wenn es darum ging, Probleme zu lösen und Ideen auszutauschen. Außerdem waren sie in der Lage, sich „unsichtbar“ zu machen: Anders als die Diplomaten, deren Kommen und Gehen genau verzeichnet wurde, registrierte die Presse die Ankunft adliger *Go-Betweens* in einem anderen Land nicht. Und wenn doch, nahm man an, dass ein Adliger lediglich seine Verwandten und Freunde besuchte.

Da die heimlichen Helfer nicht dem Parlament unterstanden, gab es natürlich auch keine Kommission, die für eine Überprüfung ihrer Tätigkeiten zuständig gewesen wäre. Wollte man also, dass ein Gespräch unterhalb des Radars stattfand, wandte man sich an einen heimlichen Helfer.

Ein weiterer Grund, warum ein Regierungschef lieber solche „Außenseiter“ statt der eigenen Mitarbeiter verwendet, konnte natürlich auch sein, dass er seinen eigenen Diplomaten mißtraute. Dies war bei Hitler der Fall, der bis 1938 argwöhnte, dass das Auswärtige Amt noch nicht komplett „nazifiziert“ sei.¹³ Traditionelle Diplomatie verachtete er. Deshalb bevorzugte er für die Überbringung wichtiger per-

sönlicher Botschaften gut ausgewählte adelige Nazis. Drei von ihnen werden in diesem Buch näher untersucht: der Herzog von Coburg, Prinzessin Stephanie zu Hohenlohe und Prinz Max zu Hohenlohe. Sie sind jedoch lediglich die Spitze eines sehr viel größeren Eisbergs.

Dass jemand *Go-Betweens* benutzt, weil er seinen eigenen Beamten nicht traut, kam auch in demokratisch regierten Ländern vor. In der Zwischenkriegszeit war die Außenpolitik in vielen Demokratien ein umkämpftes Feld, und Politiker begannen ihre eigenen Geheimkanäle einzurichten, unter Umgehung der Außenministerien. Regierungschefs hielten sich selbst für außenpolitische Experten und nutzten deshalb mehrfach *Go-Betweens*: Präsident F. D. Roosevelt verwendete *Go-Betweens*, um Cordell Hull im State Department (dem amerikanischen Auswärtigen Amt) zu umgehen. Nach dem Krieg tat John F. Kennedy während der Kubakrise das Gleiche. Geheimkanäle wurden auch von US-Sicherheitsberater Henry Kissinger und Bundeskanzler Willy Brandt benutzt, die beide ihren eigenen diplomatischen Vertretern nicht genügend Vertrauen entgegenbrachten, aber trotzdem den Schein wahren wollten.¹⁴ Und auch die Briten bedienten sich gerne dieser Taktik. Wie wir sehen werden, entschied sich Chamberlain für heimliche Helfer, um seine Appeasement-Politik voranzutreiben. In den britischen Geschichtsbüchern fand er dafür viele Vorbilder. Der Stuart-König Karl II. zum Beispiel hatte im Exil gelernt, wie man die „Hintertreppe“ verwendet, d. h. heimliche Helfer einsetzte, denen er in schwierigen Zeiten vertrauen konnte.¹⁵

Natürlich war nicht jeder, der über gute internationale Verbindungen verfügte, auch automatisch ein guter *Go-Between*. Um seine Missionen erfolgreich ausführen zu können, musste ein heimlicher Helfer einen stabilen Charakter haben und er durfte auch unter starkem Druck nicht die Nerven verlieren (dies war vor allem in Kriegzeiten wichtig). Die Tätigkeit als heimlicher Helfer konnte extrem frustrierend sein – Momente großer Anspannung wechselten sich mit völligem Stillstand ab.

Aus diesem Grund benötigten die heimlichen Helfer eine Menge Geduld und Ausdauer. In einer Studie über Unterhändler bei Friedensgesprächen im 21. Jahrhundert heißt es: „Lediglich Pastoren

müssen im Rahmen ihrer Tätigkeit mehr Tee trinken als Friedensvermittler. Beziehungsweise Tee, Kaffee oder Coca-Cola.¹⁶ Bei den heimlichen Helfern in der ersten Jahrhunderthälfte war das – mit Ausnahme von Coca-Cola – nicht sehr viel anders.

Darüber hinaus benötigten sie ein sehr gutes Gedächtnis. Da bei ihren Gesprächen niemand ein Interesse daran hatte, etwas schriftlich niederzulegen, mussten die *Go-Betweens* versuchen, sich die Argumente aller Beteiligten wortwörtlich einzuprägen. Das hieß natürlich nicht unbedingt, dass sie die Gespräche am Ende auch korrekt wiedergaben. Wie bei allen Unterhaltungen konnten sie den Subtext fehlinterpretieren oder den Tonfall (bedrohlich, konzilient) falsch deuten. Und sie liefen auch Gefahr, Dinge heraushören zu wollen, die gar nicht gesagt wurden. Um ihren Auftraggeber zufriedenzustellen, konnten sie falsche Hoffnungen schüren, die nicht angebracht waren. Eine weitere Gefahr bestand darin, dass sie sich aufgrund der Wichtigkeit ihrer Mission selbst überschätzten und beiden Seiten mehr versprachen, als sie halten konnten. Je besser und länger sie ihr Gegenüber kannten, desto höher war jedoch die Chance, dass sie die Botschaft korrekt verstanden. Ein deutscher *Go-Between* nannte als Voraussetzung für seinen Job einmal gute „Menschenbeobachtung“. Heute gilt dieser Begriff in der Konfliktlösung als eine der wichtigsten Voraussetzungen: „der historische und kulturelle Hintergrund, der Charakter der beteiligten Menschen.“¹⁷

All das sagt einem natürlich bereits der gesunde Menschenverstand. Und genau der ist eine weitere Voraussetzung für einen erfolgreichen *Go-Between*: Er muss Gefühle einschätzen können und wissen, welche Rolle sie in der Politik spielen, aber gleichzeitig darf er niemals seinen eigenen Gefühlen freien Lauf lassen. Da die „Affektkontrolle“ bei den Adligen eine wichtige Maxime darstellte, waren sie auch für diesen Teil der Aufgabe gut vorbereitet. Außerdem mussten sie eine gewisse Begabung dafür haben, Gelegenheiten rechtzeitig zu erkennen und zu nutzen. Hin und wieder mussten sie kontroverse Themen meiden und zur richtigen Zeit neue Ideen auf den Tisch legen. Viele erfolgreiche *Go-Betweens* waren gute Schachspieler und in der Lage, strategisch zu denken. Hin und wieder verwendeten sie